

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

2007

Saul Friedländer

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
verleiht der Börsenverein im Jahr 2007

Saul Friedländer

und ehrt damit den epischen Erzähler der Geschichte der Shoah, der Verfolgung und der Vernichtung
der Juden in der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft in Europa.

Saul Friedländer ist einer der letzten miterlebenden und mitlebenden Historiographen des
früh angekündigten, offen geplanten und mit maschineller Präzision ins Werk gesetzten
Völkermordes. Er entzieht sich der in der Beschreibung von Geschichte angelegten Distanzierung
und gibt jener Fassungslosigkeit Raum, welche die einzig mögliche Reaktion auf ein noch immer
unfassbares Verbrechen ist. So beschreibt er nicht nur die Entstehung, die Vorbereitung und den
Vollzug des Massenmordes von Nachbarn an ihren Nachbarn, sondern dokumentarisch genau,
stilsicher und mitleidend die klassische Triade der Gewalt: die Täter und ihre Obsessionen, die
Opfer und ihre Verzweiflung, die schweigende Menge der Zuschauer mit ihrer Lust und ihrem
Schrecken – und wenige, zu wenige Retter.

Saul Friedländer hat den zu Asche verbrannten Menschen Klage und Schrei gestattet, Gedächtnis und
Namen geschenkt. Er hat den Ermordeten die ihnen geraubte Würde zurückgegeben, deren
Anerkennung die Grundlage des Friedens unter den Menschen ist.

Börsenverein des Deutschen Buchhandels
Der Vorsteher

Gottfried Honnefelder

Frankfurt am Main, in der Paulskirche
14. Oktober 2007

Gottfried Honnefelder, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Begrüßung

Sprache ist das kostbarste Medium menschlicher Existenz. Sie überwindet den Abgrund zwischen mir und den anderen, gliedert und interpretiert die Wirklichkeit, greift voraus in die Zukunft, um ihren Schrecken zu bannen, imaginiert mögliche Welten – und macht Vergangenes gegenwärtig, indem sie Ereignisse in Erinnerung verwandelt und unserer Existenz die Tiefe des Gedächtnisses gibt. Und dies alles vermag Sprache, weil sie in Schriftlichkeit und Druck eine Dauer gewinnt, die der verrinnenden Zeit trotzt.

In jeder der angedeuteten Dimensionen möchte der Börsenverein des Deutschen Buchhandels mit dem Friedenspreis das humane, Frieden stiftende Werk der Sprache ehren. Er tut es in diesem Jahr, indem er den Friedenspreis an Saul Friedländer verleiht, den großen Historiker, dem wir ein einzigartiges Werk des Gedächtnisses verdanken. Denn er hat mit seinem Werk über das Dritte Reich und die Juden ein Ereignis für unsere Erinnerung aufbewahrt, dessen bleibendes Gedächtnis für uns unaufgebar ist. Und er hat dies in einer Weise getan, die das Unfassliche, so wie es war, vor Augen stellt und die die „Unruhe der Erinnerung“ an diesen Bruch unserer Humanität wachhält.

Saul Friedländers Werk erinnert an die Bedeutung des Gedächtnisses: Sich erinnern zu können stellt ja eine der wichtigsten und deshalb unverzichtbaren Dimensionen des Menschseins dar. Sie macht die Vergangenheit gegenwärtig, aus der wir herkommen, und lässt uns damit erfahren, wer wir eigentlich sind. Ereignisse sind nur so lange Gegenwart, wie sie dauern. Erst das Gedächtnis verwandelt sie in Erinnerung und erlaubt es, der Vergangenheit eine bleibende Gegenwart zu verleihen.

Doch Gedächtnis versteht sich nicht von selbst. Kaum mehr als drei Generationen, wie die Psychologen uns sagen, vermögen die Lebenden konkret zu erinnern, wenn die Weitergabe nur mündlich geschieht. Erst das geschriebene Wort sichert dem zerbrechlichen

Gut der Erinnerung eine Dauer, die über die natürliche Generationen-folge hinausgeht und die Tiefe unserer Geschichte vergegenwärtigt. Deshalb ist Hochkultur unlöslich mit Geschichtsschreibung verbunden und kollektive Identität unverzichtbar auf Geschichte verwiesen.

Doch das, was geschehen ist, erscheint als Geschichte erst, wenn es nicht nur festgehalten, sondern erzählt und damit in einen Zusammenhang des Sinns gebracht wird. Saul Friedländer hat nicht nur Geschichte geschrieben, indem er die *res gestae* genau und unbestechlich festgehalten hat; er hat sie in den Zusammenhang gebracht, der auch die Künftigen begreifen lässt, was da eigentlich geschehen ist.

Wenn Frieden ein Zustand ist, den wir den Brüchen und Spannungen, den Verdrängungen und Ausgrenzungen und ihren zerstörerischen, Tod bringenden Folgen abringen müssen, dann ist nicht das Vergessen und die Verdrängung der Weg zum Frieden, sondern das erinnernde Wissen, das die geschehenen Dinge vor Augen führt und gerade dadurch den Weg frei macht für eine Einsicht, die auch das Dunkle der eigenen Geschichte anzunehmen und zum Potenzial veränderten Handelns zu machen vermag.

Bücher, die solche Einsicht erschließen und dadurch Versöhnung über die Brüche hinweg möglich machen, sind die kostbare Ware eines Berufsstandes, der sich dem Buch verpflichtet weiß. In ihnen wird deutlich, dass die Ware Buch das kulturelle Gut ist, ohne dessen Präsenz wir hinter den erreichten Stand unseres kulturellen Selbstverständnisses zurückfallen. Stets hat man ja Bücher verbrannt, ihre Publizität verhindert, ihnen die Plattform entzogen oder den Zugang verstellt, wenn man dem Menschen die geistige Identität nehmen und der jeweiligen Kultur die Wurzeln abschneiden wollte, die sie mit ihren Quellen verbindet. Wo dem Menschen das Medium der Erinnerung ebenso wie das der Utopie genommen wird, wird er zum Flugsand, der sich leicht in jede Richtung blasen lässt.

Je mehr die Flut der Medien zunimmt, in der das eine Ereignis vom nächsten verdrängt und dem

sich beschleunigenden Vergessen anheimgegeben wird, umso mehr wird uns bewusst, dass wir - wie kaum eine andere Stütze - das Buch brauchen, um im immer rascheren und alles mit sich reißenen Strom des Vergessens das zu bewahren, was uns wichtig ist, und damit der zu bleiben, der wir sein wollen. Die Verleihung des Friedenspreises ist für den deutschen Buchhandel die immer neue Gelegenheit, sich dessen zu versichern, was ihm mit der Ware Buch anvertraut ist und zugleich daran zu erinnern, dass dieses Gut gegen das sich beschleunigende Vergessen und gegen die Flut, die alles beliebig werden lässt, bewahrt und verteidigt werden will.

Mit nichts hätten wir daran besser erinnert werden können als mit der Verleihung des Friedenspreises an Saul Friedländer. Und wir sind stolz und dankbar, dies in Anwesenheit

des Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland und der vielen anwesenden Gäste tun zu dürfen. Mit besonderem Dank für Ihr Kommen, darf ich daher Sie, verehrter Herr Bundespräsident, und Sie alle begrüßen. Besonders begrüße ich auch Wolfgang Frühwald, dem wir sehr dankbar sind, dass er es übernommen hat, Saul Friedländer und sein Werk zu würdigen.

*

Ich bin sicher, dass ich in Ihrer aller Namen spreche, wenn ich Ihnen, lieber Herr Friedländer, sage, wie sehr wir uns freuen, Sie als Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2007 hier in der Frankfurter Paulskirche am letzten Tag unserer Frankfurter Buchmesse begrüßen zu dürfen, und welche Ehre es für uns ist, dass Sie diesen Preis annehmen wollen.

Petra Roth, Oberbürgermeisterin der Stadt Frankfurt am Main

Begrüßung

Lieber Herr Friedländer, es ist der zweite große Preis, mit dem Sie in diesem Jahr ausgezeichnet werden: Im März wurden Sie mit dem Preis der Leipziger Buchmesse geehrt und heute wird Ihnen der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels überreicht.

Die Auseinandersetzung mit dem Zivilisationsbruch, mit der Vernichtung der europäischen Juden, prägt Ihr Leben als Forscher. Einen so herausragenden Holocaustforscher mit dem Friedenspreis auszuzeichnen, ist auch ein Protest gegen Relativierung, Verbrämung, Verschweigen.

Sie, verehrter Saul Friedländer, haben in Ihrer so beeindruckenden Autobiographie »Wenn die Erinnerung kommt« in zwei parallelen Strängen Ihr damaliges Leben in Jerusalem als auch den Weg beschrieben, der sie von Prag über Paris und die französische Provinz nach Israel geführt hat. Damit haben Sie ein Zeugnis der individuellen Folgen der Shoah gegeben.

Ihre Eltern, von denen Sie durch die Einweisung in ein Internat und die Konversion zum Katholizismus, gerettet wurden, haben den Holocaust nicht überlebt. Erlauben Sie mir, weil wir in Frankfurt sind, eine bemerkenswerte Koinzidenz anzusprechen. Eine junge Frankfurter Autorin, Katharina Hacker, die heute in Berlin lebt und letztes Jahr mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet wurde, hat Ihnen ein Buch gewidmet. Hackers Roman »Eine Art Liebe« erzählt von den Begegnungen zwischen einer Figur mit Ihrer Biographie und einer jungen Deutschen, die in den 90er Jahren in Israel lebt. Das Buch handelt von der Frage, wie

es möglich ist, mit Hilfe der Imagination zu verstehen, wo es kein eigenes Erinnern mehr gibt.

Diese fundamentale Frage vieler Nachgeborener ist verknüpft mit einer Einsicht, die Katharina Hacker der Freundschaft zu Ihnen verdankt: Sie habe gelernt über die Erinnerung und über das Wissen nachzudenken. Sie habe aber auch verstanden, dass die Unmöglichkeit zu begreifen, letzten Endes nicht überwunden werden kann.

Und doch haben Sie niemals aufgegeben, sich um ein Verstehen zu bemühen. Davon zeugt Ihr *opus magnum*, erst jüngst erschienen, »Das Dritte Reich und die Juden«. Es ermutigt zur Kraft der Erinnerung, erweitert unnachgiebig unser Wissen über die Shoah; ein erschütterndes und doch fesselndes Werk.

Um es mit Ihren Worten zu sagen, Saul Friedländer: »Durcharbeiten bedeutet letzten Endes, gegen die Grenzen der erforderlichen und immer überforderten Vorstellungskraft anzugehen.« Dieses Buch wird uns noch lange herausfordern.

*

Sehr verehrter Herr Professor Friedländer, ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zum Friedenspreis des Jahres 2007 und beglückwünsche den Börsenverein des Deutschen Buchhandels zu dieser Entscheidung.

Wolfgang Frühwald

Laudatio

Martin Harwit, emeritierter Professor für Astronomie an der Cornell University, besprach vor kurzem in der Zeitschrift „Nature“ ein Buch über die deutsche Wissenschaftsemigration in die Türkei. Er begann mit einer persönlichen Erinnerung. Sie lautet: „Als ich aus dem Fenster [unserer Wohnung] gegenüber dem Prager Hauptbahnhof schaute, sah ich einen Soldaten in ungewohnter Uniform Wache stehen im Schnee. Die Deutschen waren angekommen. Es war der 15. März 1939, weniger als eine Woche nach meinem achten Geburtstag. Am Ende des Monats saßen meine Eltern, meine Schwester und ich im Zug nach Istanbul. [...] Keines der jüdischen Mitglieder unserer Familie, die zurückgeblieben waren, überlebte die deutsche Besatzungszeit.“ Der März 1939 hat sich in das Gedächtnis vieler Kinder, die mit ihren Eltern im letzten Augenblick noch aus der Heimat fliehen konnten, tief eingegraben. Am 12. März 1939 gingen in Prag auch Jan und Elli Friedländer mit ihrem sechsjährigen Sohn Pavel auf die Flucht, im Auto, in Richtung auf die ungarische Grenze. Vom ersten Teil der Reise hatte Saul Friedländer, als er knapp 40 Jahre danach seine Erinnerungen aufschrieb, nur noch schwache Eindrücke. Doch an die Ankunft in Brünn erinnerte er sich lebhaft: „Plötzlich ein abruptes Halten, Angst, Verwirrung. Vor meinen Augen erhob sich ein riesiges Gebäude, Rathaus oder Kaserne; vor dem Portal zwei Wachsoldaten mit einem Helm auf dem Kopf, der in aller Erinnerung bleiben sollte. Sie waren da. Trotz allem, was noch geschehen sollte, bleibt für mich das Hitler-Reich, immer wenn ich daran denke, spontan in zwei reglosen Wachsoldaten verkörpert: keine Gesichter, nur zwei Helme.“ Der Familie Friedländer gelang wenig später die Ausreise aus dem jetzt so genannten „Reichsprotectorat Böhmen und Mähren“, durch Deutschland nach Frankreich. Es war die falsche Richtung. Jan und Elli Friedländer wurden im September 1942, als die Deutschen mit Hilfe der Vichy-Miliz zunächst die staatenlosen Juden aus Frankreich in die Vernichtungslager im Osten deportierten, an der Schweizer Grenze abgewiesen. Jan Friedländer wurde im Dezember 1942 in Auschwitz ermordet, die Spur der Mutter

verliert sich im Todeslager. Den neunjährigen Pavel hatten die Eltern noch vor ihrer Flucht an die Schweizer Grenze in einem katholischen Internat versteckt, wo er unter dem Namen Paul-Henri Ferland überlebte. Dreißig Jahre später hat Saul Friedländer in dem Dorf Novel Spuren der verzweifelten und vergeblichen Flucht der Eltern gefunden. In einem dort aufbewahrten Bericht las er: „... die Schweiz nimmt Alte, Kranke, Familien mit Kindern auf. Alle anderen werden an der Grenze den Soldaten ausgeliefert!“ Er fügte hinzu: „Wenn ich meine Eltern begleitet hätte, wären wir dann alle hinübergekommen?“ Diese quälende Frage ist nie verstummt. Die Bilder der Erinnerung werden weniger im Laufe der Zeit, aber diese wenigen sind schärfer und genauer, sie treten plastischer hervor aus dem grauen Strom des Vergessens. Vielleicht war das Bild der gesichtslosen Tyrannei, das sich in der Erinnerung des sechsjährigen *Pavel* festgesetzt hatte, der Stachel, den *Saul* Friedländer brauchte, um ein Tiefenmodell der Geschichte zu entwerfen.

„Tiefenmodell“ meint, dass in einem solchen Verständnis von Geschichte Zeit nicht chronologisch abzumessen ist, dass es Zeitdehnung und Zeitschrumpfung gibt, dass Vergangenheit darin insofern gegenwärtig ist, als sie in der Gegenwart lebendig erinnert wird. „Tiefenmodell“ – das bedeutet auch, dass der Zivilisationsbruch, der seit 1933 in Deutschland und Europa mit dem von den Nationalsozialisten fanatisch ins Werk gesetzten und mit ungeheurer Konsequenz vollzogenen Völkermord geschah, von der Peripherie in die Mitte der jüngeren Geschichte rückt. Systematisch ermordet wurden von den Nazis, neben ihren politischen Gegnern, Juden, Sinti, Roma, Homophile, psychisch kranke Menschen; unterschiedslos Männer, Frauen, Kinder. Kinder besonders. Doch keine Gruppe wurde mit einem solchen, von Hitler selbst bis in die letzten Tage seines Lebens immer wieder angefachten Hass verfolgt wie die Juden Europas. Von einem „Erlösungsantisemitismus“ spricht Saul Friedländer, von Hitlers messianischer Obsession, alles Jüdische auszurotten. Die Verfolgung dauerte knapp zwölf, die darin eingeschlossene Ver-

nichtungsaktion nicht einmal drei Jahre. Eine kurze Spanne in der langen Geschichte des Antisemitismus und in der Geschichte der Zivilisation! Doch unter existentieller Perspektive nahm die nationalsozialistische Vernichtungsmaschine die Naivität aus der Welt, sie zerstörte das „Urvertrauen“ in die moralische Kraft der Zivilisation. Wer dies – wie die stereotype Formel lautet – nicht mehr hören kann, der hat es noch nie wirklich gehört; wer sich gar wohlfühlt im weltweit wachsenden Lager derer, welche die Tatsache dieses Verbrechens gegen Rang und Würde des Menschseins leugnen, stimuliert die Lust auf Wiederholung. „Aus der Asche der Todeslager“, schrieb Yosef Yerushalmi (1995), „ist ein grotesker neuer Baum der Erkenntnis erwachsen [...]. Wir alle haben seine bittere Frucht gekostet und wissen, was unsere Vorfahren nicht wussten. Wenn dies möglich ist, ist alles möglich.“

Im letzten Band von Saul Friedländers monumentaler, zwei Bände umfassender Darstellung über „Das Dritte Reich und die Juden 1933 – 1945“ (2006) ist nachzulesen, dass der Befehl, die vergasteten Menschen nicht in Massengräbern zu bestatten, sondern zu verbrennen, von Himmler selbst ausgegangen ist. Rudolf Höß, Kommandant des KL Auschwitz, berichtete, dass dieser Befehl wenige Tage nach der Teilnahme Himmlers an einer Vergasungsaktion in Auschwitz (am 17. Juli 1942) ergangen sei und angeordnet habe, „sämtliche Massengräber freizulegen und die Leichen zu verbrennen [...]. Ebenso sollte die Asche so beseitigt werden, dass man in späterer Zeit keinerlei Rückschlüsse über die Zahl der Verbrannten ziehen könne“. Saul Friedländer, der über das selten gewordene Talent verfügt, Geschichte nicht nur zu dokumentieren, sondern auch zu erzählen, hat den Menschen, die auf Befehl Himmlers spurlos von der Erde getilgt werden sollten, einen Gedächtnisort und den ihnen eigenen Namen (*yad va shem*) zurückgegeben, und dies hat die Begründung des Stiftungsrates für den Friedenspreis hervorgehoben. Die Gesamtzahl der ermordeten Juden schwankt zwischen fünf und sechs Millionen, darunter eineinhalb Millionen Kinder, das heißt Menschen, die jünger als 14 Jahre waren. Als im Dezember 1941 die letzten Bewohner des Ghettos in Riga zur Hinrichtung getrieben wurden, soll der 81 Jahre alte Historiker des Judentums, Simon Dubnow, auf dem Weg zum Bus immer wieder gesagt haben: „Leute, vergesst nicht;

sprecht hiervon, Leute, zeichnet es alles auf.“ Kurz darauf schoss ihn einer der lettischen Hilfspolizisten in den Hinterkopf.

Saul Friedländer hat sich vor Emotionalisierung gehütet. Er hat deshalb in seinem von Martin Pfeiffer glänzend ins Deutsche übersetzten *opus magnum* auf fiktionale Zeugnisse, auf Gedicht, Roman, Erzählung, Film und Fernsehspiel, verzichtet. Er lässt die historischen Dokumente, den Brief, das Tagebuch, die Verordnung, das Protokoll, ungeschminkt sprechen, weil er der Faszination misstraut, den die, von den Nationalsozialisten zelebrierte, ästhetische Formierung der Todeslust auf die Zeitgenossen ausübte und „im Widerschein“ auf die Nachgeborenen noch immer ausübt. Auf darstellende Emotion freilich kann ein Autor leicht verzichten, wenn die Dokumente selbst so sprechen, wie die von der Liquidierung des Ghettos in Riga.

Die Bilder der Erinnerung werden weniger. Diese wenigen Bilder jedoch erfassen das Gedächtnis von immer mehr Menschen, wobei paradoxer Weise auch die politisch motivierte Leugnung der Shoah zur Verbreitung des Geschehenen beiträgt. Saul Friedländer hat für diesen Vorgang auf ein Bild verwiesen, mit dem Jean-François Lyotard das Verhältnis von Gedächtnis und Geschichte eindringlich beschrieben hat: „Ein Erdbeben hatte stattgefunden, das so stark war, dass es alle Messinstrumente zerstörte. Der Wissenschaftler [...] kann deswegen nicht viel über das Ereignis sagen, doch das Gedächtnis der ‚gewöhnlichen Leute‘ hielt fest, dass etwas Außergewöhnliches geschehen war. Es ist dieses Gedächtnis, das letzten Endes die historische Forschung auslösen wird. Lyotards Metapher beschreibt sehr treffend, was mit der Historiographie des Holocaust seit mehreren Jahrzehnten passiert zu sein scheint.“ Ihre bisher gültigen Maßstäbe werden vom Gedächtnis gesprengt. Die Ereignisgeschichte will beschreiben, was geschehen ist, die Gedächtnisgeschichte aber beschreibt, was wir *erinnern*, dass geschehen ist. Bezogen auf das Jahr 1945 rückt das Ende jener achtzig Jahre währenden Frist, in der Jan Assmann die lebendige Erinnerung der Mitlebenden situiert hat, mit großen Schritten näher. Die Geschichtsbilder werden *jetzt* fixiert, die Erinnerungsorte *jetzt* festgelegt, die Anteile von Erinnerung und Vergessen *jetzt* voneinander geschieden. Eine schroffe Entgegensetzung von Geschehenem und Erinnerungtem kann das Dilemma der Moderne

nicht lösen. Wir heute meinen, das Problem von Erinnerung und Gedächtnis durch elektronische Speichermedien gelöst zu haben. Das computergestützte Vergessen aber wirkt nachhaltiger als alle bisher bekannten Ursachen des Vergessens. Die Formel „gespeichert d.h. vergessen“ stammt von Hans Magnus Enzensberger, und Theodor W. Adorno hat „vom Schreckbild einer Menschheit ohne Erinnerung“ gesprochen. Insofern berichten die Bücher Saul Friedländers nicht vom Gestern, sie führen in das Innere unserer Gegenwart. Deren soziale und ökonomische Mechanismen, die dem Gedächtnis feindliche Beschleunigung der Erfahrung, die Herrschaft des gedächtnislosen Marktes, rufen nach kultureller Ergänzung. Wenn es nämlich kein die Diskurse leitendes Gedächtnis mehr gibt, sagt Johann Baptist Metz, dann sind die Menschen nur noch „das Experiment ihrer selbst“. Beide Perspektiven auf Geschichte (Ereignis- und Gedächtnisgeschichte) sind aufeinander angewiesen. Aber erst das kulturelle Gedächtnis gibt dem Ereignis Kontur und Dauer.

In dieser Situation hat Saul Friedländer sein Geschichtsmodell entworfen und die individuellen Stimmen unter den Formgesetzen der Geschichtsschreibung nicht erstickt, sondern die notwendig verfremdende, historische Darstellung so mit Erinnerung und Gedächtnis durchsetzt, dass die jeweilige *Auswirkung* der Gesetze, der Verordnungen, der Schikanen, auf den Einzelnen sichtbar wird. Dadurch steht auf der einen Seite die historiographische Notwendigkeit, begrenzte Fakten mitzuteilen und zu erklären, den Zusammenhang eines Vorganges herzustellen, der scheinbar chaotisch, in Wahrheit jedoch exakt geplant und in der technischen Präzision seines Ablaufs, auch in der stufenweisen Entwürdigung der Opfer und der jeweiligen propagandistischen Legitimation, perfekt gewesen ist. Wer darüber Auskunft haben will, sollte bei Saul Friedländer den Abschnitt über die sogenannten „Verbesserungen“ nachlesen, derer sich Höß – er sprach tatsächlich von „Verbesserungen“ – an der Vernichtungsmaschine Auschwitz gegenüber der in Treblinka rühmte. Auf der anderen Seite steht bei den Menschen, die von dieser Maschinerie erfasst wurden, „der Ausbruch von Schmerz und Verzweiflung, der die Möglichkeit von Ordnung und Zusammenhang zurückweist“. Vielleicht wird die Situation, vor die der Historiker hier gestellt ist, am besten durch ein Zitat Adolf Eichmanns illustriert. Als im 18. Jahrhundert durch die deutsche Justizaufklärung die

Formel „Ruhe und Ordnung“ in die deutsche Rechtssprache eingeführt wurde, bedeutete sie „Fürsorge des Staates für die Privatglückseligkeit seiner Bürger“. Wie weit es mit Deutschland gekommen war, hat Eichmann, der Vollstrecker des Verwaltungsmassenmordes, ganz gegen seinen Willen ausgedrückt, als er vor dem Gericht in Jerusalem sagte: „Wenn diese Sache einmal gemacht sein musste [mit „dieser Sache“ meinte er die physische Vernichtung der europäischen Juden], dann war es besser, wenn Ruhe und Ordnung herrschten und alles klappte.“ Saul Friedländer ist es gelungen, die tyrannisch-bürokratische Ordnung *und* die Verzweiflung derer, die ihr unterworfen waren, zu vereinen. Zugleich hat er das Schweigen der aus dem Dunkel der Vergangenheit auftauchenden Menge der Zuschauer, ohne die öffentliche Gewalt *niemals* geschieht, als einen handelnden Faktor in der Geschichte belegt. Die wenigen, die zur Rettung der Verfolgten ihr Leben riskierten, werden nicht verschwiegen. Der Berliner Soziologe Friedhelm Neidhardt berichtet über ein Foto, das er aus der Zeitung ausgeschnitten hat. „Es zeigt auf einem Bürgersteig, dicht an dicht gereiht, eine Menge Menschen, die zuschauen – man sieht nur ihre Rücken –, wie auf der anderen Straßenseite – man kann es nur ahnen – SA-Leute jüdische Geschäfte demolieren und deren Besitzer prügelnd verjagen. Das war am späten Abend des 9. November 1938 [...]. Dass es die SA-Schläger gab und dass sie taten, was sie taten, war nur möglich, weil die Zuschauer nichts als zuschauen – und man muss vor allem dies erklären.“ Saul Friedländer gibt eine Fülle von Belegen für diese Beziehung im Bannkreis öffentlicher Gewalt. Sie ist nur in der *Triade* von Tätern, Opfern und Zuschauern zu verstehen. „Warum tut ihr uns das an?“ rief im November 1938 in Wittlich die Frau des Metzgers Marks klagend ihren Nachbarn zu, die schweigend dem Pogrom zusahen. „Was haben wir euch je getan?“ So kann die einzelne Stimme, meint Saul Friedländer, die im Fluss der historischen Erzählung plötzlich zu sprechen beginnt, „eine glatte Interpretation und die (meist unwillkürliche) Selbstgefälligkeit wissenschaftlicher Distanz und ‚Objektivität‘ durchbrechen“. Er hat eine wissenschaftlich gründliche und zugleich epische Darstellung über die Verfolgung und die Vernichtung der Juden Europas geschrieben, ohne das Gefühl der Fassungslosigkeit, das die Erinnerung diesem Geschehen gegenüber verlangt, „völlig zu beseitigen oder einzuhegen“.

Die Fachkritik hat bestätigt, dass das Experiment eines Tiefenmodells von Geschichte gelungen ist. Dieses Buch, meinte Ulrich Herbert (bei Erscheinen des zweiten Bandes), sei „eines der wenigen, vielleicht das erste aus der Hand eines Historikers, das für die Beschreibung und die Analyse der Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden eine angemessene Form“ gefunden habe. Mir scheint diese Bemerkung und das durchweg positive Medienecho zur Verleihung des Friedenspreises an Saul Friedländer unter anderem ein Beleg für die Beobachtung von Aleida Assmann zu sein, dass, trotz periodischer Rückschläge, eine jüngere Generation, auch eine jüngere Generation von Historikern, in einem um 1985 (für Gesamtdeutschland vielleicht erst um 1995) zu situierenden Wendepunkt der Erinnerungsgeschichte begonnen hat, das Versteck von Verdrängung und Vertuschung zu verlassen und das „Trauma der Kollektivschuld aufzulösen“, indem sie den bislang bedrückenden Satz „Das ist unsere Schuld“ internalisiert und „zu einem Teil der politischen Selbstbestimmung“ Deutschlands gemacht hat. In dieser immer wieder streitig erneuerten Kultur des Erinnerns von Leid und Verbrechen wurzelt heute das Ansehen Deutschlands in der Welt.

*

Die Frankfurter Paulskirche ist nicht nur ein Ort der besten Traditionen deutscher Demokratie, sondern auch ein traditionsreicher Ort christlicher Spiritualität. 1833 beschloss das lutherische Konsistorium der Stadt Frankfurt, den Neubau der Barfüßer Kirche nach jenem Apostel Paulus zu benennen, der sich in einer der christlichen Urszenen vom Saulus zum Paulus gewandelt und im christlichen Denken die Weisheit der griechischen Antike mit dessen jüdischen Wurzeln verschmolzen hat. Wir verleihen in dieser Kirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels einem israelisch-amerikanischen Historiker, der mit deutscher Muttersprache in einer liberalen jüdischen Familie aufgewachsen ist, im französischen Versteck katholisch getauft wurde und sich 1946, mit noch nicht einmal 14 Jahren – nach Beratung mit einem Jesuiten – entschlossen hat, Jude zu sein, das heißt einer Gemeinschaft anzugehören, der er sich nach Schicksal und Empfindung verbunden fühlte. „Das Verhalten des Paters beeinflusste mich zutiefst: ihn so bewegt und achtungsvoll vom Schicksal der Juden sprechen zu hören, musste

für mich eine große Ermutigung sein.“ Das bewusst gewählte äußere Zeichen dieser Lebenswende ist der Wechsel des Vornamens. Nach der Ankunft in Israel (1948) hat sich *Paul* Friedländer *Saul* genannt und dabei an den Völkerapostel ebenso gedacht, wie an den ersten König Israels, der für ihn „zum Inbegriff des Tragischen“ wurde. Paul Friedländer hat 1948, noch in Frankreich, sein Geburtsdatum gefälscht. Er hat sich zwei Jahre älter gemacht, um an den Kämpfen zur Gründung des Staates Israel teilnehmen zu können. Er hat sich bei der Jugendorganisation Betar eingeschrieben, die dem radikalen Irgun von Menachem Begin nahestand. Auf der *Altalena*, jenem berühmten Schiff, das aus Frankreich Waffen, Munition und Kämpfer des Irgun *Tzvai Le'umi* transportierte, fuhr er nach Israel. Dort wurden die Truppen Menachem Begins und die Besatzung des Schiffes von einer Brigade Ben Gurions blutig daran gehindert, zu einer inneren Gefahr für den soeben gegründeten Staat zu werden. Der fünfzehnjährige Benjamin der Besatzung der *Altalena* war nicht mehr dabei, als das Schiff vor Tel Aviv in Brand geschossen wurde und sank. In den späten siebziger und den frühen achtziger Jahren war Saul Friedländer aktiv in einer (noch immer lebendigen) Bewegung, die Frieden jetzt („Peace now“) erstrebt und im Konflikt mit den Palästinensern Land gegen Frieden verspricht.

1997 hat Saul Friedländer die Ehrendoktorwürde der Universität Witten-Herdecke erhalten. Zu seiner (und meiner) Überraschung hielt ihm damals ein Mann die *Laudatio*, der ein ähnliches Schicksal hatte wie er: Jean-Marie Lustiger, Erzbischof von Paris, dessen Mutter, von Nachbarn verraten, in Auschwitz ermordet wurde, während er selbst in einem französischen Versteck überlebte. Als Lustiger vor wenigen Monaten gestorben ist, nahmen Juden *und* Christen an der Totenfeier teil. Ihm wurde am 10. August nicht nur eine Seelenmesse gelesen, sondern von seinen jüdischen Verwandten auch ein *Kaddisch* gesprochen. Auf der Grabtafel in Notre Dame de Paris, die er selbst entworfen hat, wollte er seinen jüdischen *und* den christlichen Namen verzeichnet haben: Aaron Jean-Marie Kardinal Lustiger. Das mag in Frankreich umstritten sein, das ist auch bei uns nicht ohne Erstaunen zur Kenntnis genommen worden. Doch Tatsache bleibt: ein vom Paul zum Saul gewandelter Jude wurde vom Erzbischof von Paris, der selbst jüdischer Herkunft war, sich aber für den anderen Weg entschieden hatte,

öffentlich geehrt. Wenn das möglich ist, dass ein Bischof der römischen Kirche einem entschiedenen Kritiker des Handelns dieser Kirche in den Jahren 1933 bis 1945 die Lobrede hält, wenn es möglich ist, dass seine jüdischen Verwandten diesem Bischof bei der Trauerfeier ein Kaddisch sprechen, dann ist vielleicht nicht alles, aber doch vieles möglich. Diesmal zum Guten, nicht zum Bösen. Sind dies nicht Zeichen für den Willen zum Frieden unter Menschen und Religionen? Ich wünschte sehr, dass von dieser Stunde in der Paulskirche ein ähnliches Signal ausginge, bei aller Untröstlichkeit, ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung.

Ein Kaddisch ist ein Lobpreis auf den Schöpfer des Himmels und der Erde und kann auch von Kindern für ihre Eltern gebetet werden. Die Nachkommen fügen dann den Verdiensten ihrer Eltern nach deren Tod das Verdienst hinzu, Kinder zu haben, die das Andenken der Eltern in Ehren halten. Mir scheint das Lebenswerk von Saul Friedländer eine Art von Kaddisch für seine Eltern zu sein. Der letzte Satz dieses 3000 Jahre alten Gebetes lautet: „Er, der Frieden schafft in Himmelshöhen, er schaffe Frieden unter uns und über ganz Israel.“

Hinweise:

Zitiert werden u.a. folgende Texte:

Saul Friedländer: Pius XII. und das Dritte Reich. Eine Dokumentation mit einem Nachwort von *Alfred Grosser*. Reinbek bei Hamburg 1965
Ders.: Wenn die Erinnerung kommt. Stuttgart 1979 (München 1998)
Ders.: Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus. München und Wien 1984
Ders.: Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933-1939. München 1997
Ders.: Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Vernichtung 1939-1945. München 2006
Ders.: Von den Ursachen der Gefühllosigkeit. Mitwissenschaft, Mittäterschaft, Gleichgültigkeit: Wie gewöhnlich war der gewöhnliche Antisemitismus. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 7. Oktober 1998
Dieter Borchmeyer und Helmuth Kiesel (Hgg.): Das Judentum im Spiegel seiner kulturellen Umwelten. Symposium zu Ehren von *Saul Friedländer*. Neckargemünd 2002. Darin: *Hans Rudolf Veget*: Saul Friedländer und die Zukunft der Erinnerung, S.11-32; *Saul Friedländer*: Im Angesicht der ‚Endlösung‘. Die Entwicklung des öffentlichen Gedächtnisses und die Verantwortung des Historikers, S.207-223
Volker Ullrich: Brandstifter Hitler. Ein Gespräch mit dem Historiker *Saul Friedländer* über seine große Geschichte des Holocaust. In: Die Zeit 8. März 2007.

Die Namen im Text verweisen u.a. auf folgende Studien und Artikel:
Martin Harwit in: Nature vol. 446, 29 March 2007, S.495.
Die Formel vom „zivilisatorischen Urvertrauen“ nach *K. L. Naumann*, zitiert bei *Johann Baptist Metz*: Zwischen Erinnern und Vergessen. Der Christ im Umgang mit der Geschichte. In: *Max Liebmann, Erich Renhart, Karl Matthäus Woschitz* (Hgg.): Metamorphosen des Eingedenkens. Graz, Wien und Köln 1995, S.30.
Yosef Hayim Yerushalmi: Diener von Königen und nicht Diener von Dienern. München 1995. S.55 (zitiert bei H. R. Veget).
Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992.
Hans Magnus Enzensberger: Gedankenflucht (I). In: *Enzensberger*: Kiosk. Neue Gedichte. Frankfurt am Main 1995, S.31.
Das *Adorno*-Zitat bei *Jan Assmann* S.85.
Das *Eichmann*-Zitat bei *Hannah Arendt*: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München 1964, S.232.
Friedhelm Neidhardt: Gewalt, Gewaltdiskussion, Gewaltforschung. In: Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge 7 (1997), S.25.
Ulrich Herbert in: Süddeutsche Zeitung Nr. 225, 29. September 2006, S.14.
Aleida Assmann und Ute Frevert: Geschichtsvergessenheit, Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten. Stuttgart 1999, S.140 (zitiert bei H. R. Veget)
Jürg Altwegg: Judensterne am Kreuzifix. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 1. Oktober 2007, S.42.

Saul Friedländer

Dankesrede

Ich bin mir darüber im Klaren, dass mir der Preis zu einem erheblichen Teil wegen der Thematik meiner Arbeit zuerkannt worden ist; und darum nehme ich in großer Demut eine Ehrung an, deren Bedeutung weit über jede individuelle Leistung hinausreicht. Zugleich ist diese Geschichte, wie Wolfgang Frühwald das bereits gesagt hat, für mich persönlich keine Abstraktion. Das erklärt vielleicht meine gemischten Gefühle in diesem Augenblick.

Ich habe mich entschlossen, in meiner kurzen Antwort Auszüge aus einigen Dokumenten vorzulesen, und zwar in erster Linie aus Briefen, die bis auf wenige noch nicht veröffentlicht sind und die während jener Jahre von Angehörigen meiner Familie und ihren Freunden in ihrer deutschen Muttersprache geschrieben wurden. Wie ich in meiner Arbeit zu zeigen suchte, sind solche Einblicke in die Vergangenheit einzelner Menschen auch von allgemeiner Bedeutung für die Darstellung von Geschichte. Heute erhebe ich jedoch keine wissenschaftlichen Ansprüche, und ich betreibe übrigens auch keine Polemik; ich habe lediglich den Wunsch, mich so zu äußern, wie es diesem Anlass für mein Empfinden einzig angemessen ist.

*

Am 28. September 1942 schrieb der französische Polizist Roulhac die Aussage nieder, die meine Eltern gemacht hatten, nachdem sie an der Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz verhaftet worden waren. Nach den Angaben zur Person fassten beide ihre Geschichte nach ihrer Flucht aus Prag mit ähnlichen Worten zusammen. Mein Vater erklärte: "Die Tschechoslowakei verließ ich im April 1939, nach der Annexion des Landes durch Deutschland, und ich flüchtete nach Paris, wo ich bis zum Juni 1940 lebte. Als die Deutschen auf Paris vorrückten, floh ich nach Nérès-les-Bains, das dann mein letzter Wohnsitz war. Im September fuhr ich mit dem Zug in Richtung Schweiz. Von Évian ging ich zu Fuß nach Novel, wo ich die Grenze

überschritt. Ich wurde heute früh [...] von der Schweizer Polizei verhaftet und nach Frankreich zurückgeschickt." Meine Mutter Elli hatte angegeben, sie sei in Ober-Rochlitz im Sudetenland geboren und sei 37 Jahre alt; mein Vater Hans (tschechisch Jan) war in Prag geboren und war 45. Beide gaben sich als Juden zu erkennen und erklärten, dass sie einen zehnjährigen Sohn hätten.

Selbstverständlich war es ein Fehler gewesen, sich für Frankreich als Asylant zu entscheiden, aber wer hätte das im April 1939 wissen können? Das war der Zeitpunkt, zu dem unsere Familie auseinanderbrach: Während wir uns in Paris niederließen, ging einer der Brüder meiner Mutter zusammen mit meiner Großmutter nach Schweden; ihre anderen Brüder erreichten Palästina. Marta, die Schwester meines Vaters, blieb in Prag.

Im Juni 1940, als sich die Deutschen Paris näherten, flohen wir, wie ich schon sagte, erneut: nach Nérès-les-Bains, einem kleinen Kurort in der unbesetzten Zone, nicht weit von Vichy entfernt. Dort ließen wir uns unter zunehmenden materiellen Schwierigkeiten nieder. Meine Mutter war als Kosmetikerin tätig, sie arbeitete als Putzfrau und bewirtschaftete ein kleines Stück Land, das ihr Schweizer Freunde zur Nutzung überlassen hatten; mein Vater, dem es gesundheitlich immer schlechter ging, gab Privatstunden in Deutsch.

Von 1941 an waren Lebensmittel ein großes Problem. So schrieb meine Mutter irgendwann Anfang 1942 an meine Großmutter in Stockholm: "Eure Pakete sind natürlich ein Lichtblick und machen uns viel Freude, aber, wie gesagt, dieses Vergnügen dürfte nicht unverhältnismäßig teuer kommen. Bezüglich der Sardinen wollte ich noch sagen, dass sie alle in Tomatensauce sind. Wenn Ihr die Möglichkeit habt, Ölsardinen zu schicken, so wären die natürlich viel erwünschter, denn Hans darf z.B. Tomatensauce überhaupt nicht essen. Auch sind die anderen ja viel nahrhafter. Wenn man das Recht hat, anstatt Sardinen anderes zu schicken, wäre mir das

überhaupt noch lieber. Denn die Sardinen sind, schon was das Gewicht anbelangt, nicht sehr rationell zum Verschicken; ich weiß ja natürlich nicht, was möglich ist. Die Bonbons, besonders die Karamellen, sind eine großartige Sache. Ginge nicht Kondensmilch? Du verstehst ja selbst, liebe Mama, was man so am besten brauchen kann, besonders erwünscht sind natürlich alle Dinge, die zucker- und fetthaltig sind. Auch Fleischkonserven wären schön. [...] Über den Brief von Marta [das war die Schwester meines Vaters, die in Prag geblieben war] haben wir uns sehr gefreut, uns geht es so wie Dir, wir zittern auch von einem Brief zum anderen. [...] Es ist ein Graus ..." Alle Briefe konnten von der Zensur geöffnet werden.

Am 16. April 1942 schrieb meine Mutter noch einmal nach Schweden. Nach den üblichen Kommentaren zu Paketen ging sie auf die Nachrichten aus Prag ein, die über Schweden zu ihr gedrungen waren: "Es ist doch ein großer Trost, dass die betroffenen [Verwandten meiner Großmutter] in Theresienstadt sind und nicht wie viele Andere in Polen. Das ist ja sicher noch viel viel ärger. Hoffentlich bleiben sie dort und hoffentlich kommen nicht mehr viele Andere an die Reihe. Man muss nur hoffen, trotzdem man leider nicht daran glauben kann ..." Und dann rückten wieder die täglichen Herausforderungen und "Entdeckungen" in den Vordergrund: "Hier ist heuer, Gott sei Dank, viel früher Frühling geworden wie voriges Jahr, und wir haben schon lange nicht mehr geheizt. Ich habe bereits ein paar Frühkartoffeln gesät und werde nächste Woche den Rest stecken. [...] Leider kommen auf mein Feld Hühner zu ihrer Belustigung und haben mir meine Erbsensaat ausgescharrt; ich werde daher weiter nur Kartoffeln säen und dann nächsten Monat Bohnen und Porek [tschechisch für Lauch], das schmeckt den Amseln nicht. A propos, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was hier die Leute mit Porek alles machen ..." Es folgten Rezepte. Meine Mutter kochte recht gut, und meine Großmutter war als hervorragende Köchin berühmt.

Am 15. Juli 1942 begannen die Massendeportationen ausländischer Juden aus Frankreich. Betroffen war zunächst die besetzte Zone; im August kamen dann, mit Unterstützung durch Vichy, die ausländischen Juden an die Reihe, die in der unbesetzten Zone lebten. Von da an wurde das Überleben zu einer Sache des reinen Zufalls; in der Rückschau kann man sagen, dass alle Planungen nicht mehr als ein Tappen im Dunklen waren.

In panischer Angst suchten meine Eltern nach einem sicheren Versteck für mich; schließlich entschieden sie sich für ein katholisches Internat, einen Wechsel der Identität und die Taufe. Madame Macé de Lepinay, eine Einwohnerin des Ortes, die bei meinem Vater Deutsch lernte, traf alle Abmachungen. Meine Mutter hatte sie in einem auf deutsch geschriebenen Brief vom 28. August inständig gebeten: „Meine große, innige Bitte an Sie, gnädige Frau, ist nun, sich unseres Kindes anzunehmen und ihm, bis zum Ende dieses furchtbaren Krieges, Ihre Patronage angedeihen zu lassen. Wie er am besten zu schützen ist, weiß ich nicht, habe aber vollstes Vertrauen zu Ihrer Klugheit und Güte. Meines Mannes und mein Schicksal liegt nur mehr in Gottes Händen. Wenn Er will, dass wir durchkommen, so werden wir das Ende dieser grauenhaften Zeit erleben. Wenn wir zugrundegehen müssen, so haben wir das eine große Glück, unser geliebtes Kind gerettet zu wissen. Der Junge ist sehr reichlich versorgt mit Kleidern, Wäsche und Schuhen, und auch Geld ist genug für ihn da. Ich werde alles bei Ihnen deponieren, wenn Sie die unbeschreibliche Güte haben, mir 'ja' zu sagen."

Da meine Eltern keine Zuflucht finden konnten, beschlossen sie, sich einer der Gruppen anzuschließen, welche die Schweizer Grenze zu überschreiten versuchten. Wie wir gesehen haben, scheiterte der Plan. "Am 28. September um 06:15 Uhr", berichtete Unteroffizier Apotheloz von der schweizerischen Grenz-wachtstation in Saint-Gingolph, "machten mir zwei Jugendliche aus Le Bouveret Meldung, dass sie auf der Straße von Saint-Gingolph nach Le Bouveret eine Gruppe von 7 oder 8 Personen getroffen hätten; da ich annahm, dass es sich bei ihnen um Flüchtlinge handele, informierte ich sofort den Leiter der Station, der die notwendigen Maßnahmen ergriff." Noch am gleichen Tag informierte der Leiter der Station den Kommandeur des Abschnitts Vevey: "Um 6:00 Uhr nahm ich 6 Juden fest, die mir Unteroffizier Apotheloz auslieferte. Herr und Frau Friedländer und Herr und Frau Preistag wurden um 6:30 Uhr auf der Straße nach Saint-Gingolph zurückgeschickt." Paare mit Kindern ließ man in dieser Woche ins Land; Personen ohne Kinder wies man zurück.

Am 30. September 1942 schrieb mein Vater, noch immer in St. Gingolph, an Madame Macé de Lepinay: „Wir haben nach einer sehr anstrengenden Reise die Schweiz erreicht und wurden abgeschoben. Man hatte uns nicht richtig informiert. Wir erwarten nun unsere Überführung ins

Lager von Rivesaltes, wo man in der Ihnen wohl bekannten Art und Weise über unser Schicksal entscheiden wird. Wir haben keine Worte, um Ihnen unser Elend und unsere Verzweiflung zu beschreiben..." In der Tat wurden meine Eltern Anfang Oktober in das französische Konzentrationslager Rivesaltes unweit der Pyrenäen geschickt.

Am 5. Oktober überführte man sie von Rivesaltes nach Drancy bei Paris; das war das zentrale Sammellager für Juden, die aus Frankreich abtransportiert werden sollten. Währenddessen schrieb ihr bester Freund in Néris, Herr Fränkel, ein österreichischer Jude, an meine Großmutter, um sie über die Ereignisse zu informieren. "Im Zuge der allgemeinen Verfügungen gegen jüdische Ausländer", schrieb Fränkel, "wurden Ihre Kinder Elli und Hans am 5. [desselben Monats] 'unbekannten Aufenthaltes' verschickt. Das heißt, entweder nach Deutschland selbst oder sonst in eines der Judenreservate."

"Sie haben viel, sehr viel mitgemacht. Sie wurden vorerst gegen Ende August gesucht: Hans konnte sich in eine Klinik retten, Elli bei Freunden aufhalten, Paul wurde untergebracht. Die Lage Ellis wurde unhaltbar, auch sie konnte in die gleiche Klinik gebracht werden, wo beide bis gegen 25. September sich befanden. [...] Gegen 26. [September], angelangt am Rande der Verzweiflung, als sie die Gewissheit hatten, dass sie in ihren Aufenthaltsort nicht zurück können, weil eben die Polizei den Auftrag hatte, sie dort zu internieren, entschlossen sie sich, in die Schweiz zu fliehen. [...] Es gelang ihnen nach großer Mühe, dorthin zu gelangen, aber eine unmenschliche Auffassung oder Auslegung des Gesetzes oder das besondere Pech der beiden Ärmsten bestimmte die Schweizer Behörden, sie nach einigen Stunden den hiesigen Grenzbehörden zu übergeben. [...] Ich fühle in diesem Schmerz vollkommen mit Ihnen, ich weiß, wie weh die Ungewissheit tut, denn ich habe meinen Vater in Polen (aus Wien verschleppt), und ich weiß seit cca. einem Jahr nichts von ihm." Fränkel selbst wurde irgendwann im Jahre 1943 verhaftet und in den Tod geschickt.

Für meine Tante Marta in Prag gab es ebenfalls keine Fluchtmöglichkeit. Sie war Lehrerin in einer jüdischen Schule gewesen und hatte dann im Büro der jüdischen Gemeinde gearbeitet. Irgendwann im November 1942 wurde sie durch meine Großmutter davon in Kenntnis gesetzt, dass man meine Eltern deportiert hatte. Am 4. Dezember schrieb sie zurück: "... Immer habe ich an die Zukunft gedacht und an ein Wie-

dersehen mit unseren Lieben, und nun, wer weiß, wann und ob es jemals dazu kommen wird. Aber ich hoffe und hoffe stets von Neuem. [...] Liebe Mama, sei stark und verlier den Mut nicht. Wir sind nicht die Einzigen, das ist jetzt das Los von vielen Tausenden, und ich hoffe noch immer, dass uns das Schicksal zusammenführen wird ..."

Bald darauf schickte Marta noch einen weiteren Brief an meine Großmutter: "... Dieser Brief wird wahrscheinlich für längere Zeit der letzte sein, den ich an Dich schreibe, denn längstens am 1.7. [1943] verlasse ich nun auch Prag mit allen meinen Freunden und Kollegen. Du darfst Dir deshalb keine Sorgen machen oder traurig sein; ich kann Dir ehrlich sagen, dass ich gern fahre und mich schon darauf freue, mit vielen unseren Verwandten und Freunden zusammenzukommen und dort bei ihnen zu sein ..." Der ganze Brief ist von einem Optimismus erfüllt, der wahrscheinlich dazu dienen sollte, meine Großmutter zu schonen. Marta fuhr dann fort: "Wo ist Hans? ... So oft denke ich an ihn und Elli, auch deshalb ist es gut, dass ich nun auch reise, irgendwie werde ich ihnen näher sein, glaub es mir!" Der Name meiner Tante steht an der Wand der Gedenkstätte in Prag: Sie wurde am 13. Juli 1943 nach Theresienstadt deportiert und am 6. September des gleichen Jahres nach Auschwitz, wo sie umkam.

Zu dem Deportationstransport Nr. 40, der am 3. November 1942 meine Eltern von Drancy nach Auschwitz brachte, gehörten 468 Männer, 514 Frauen und 18 Personen, deren Geschlecht nicht angegeben war, insgesamt 1000 Juden, unter denen sich 200 Kinder befanden. Der Transport traf am 6. November in Auschwitz ein. Von denen, die die Reise überlebt hatten, wurden 639 gleich nach ihrer Ankunft vergast. Keine der Frauen und nur vier der Männer waren bei Kriegsende noch am Leben. Auf den Lagerlisten ist als Todesdatum meines Vaters der 1. Dezember 1942 angegeben. Der Name meiner Mutter wird nicht genannt; das Datum und die Umstände ihres Todes sind unbekannt.

Den letzten Brief meiner Eltern schrieb mein Vater an Madame Macé de Lepinay am 5. Oktober auf dem Transport, der sie von Rivesaltes nach Drancy brachte (sie wussten nicht, wohin der Zug fuhr). Das Schreiben wurde aus dem Zug geworfen und von Quäkern entgegengenommen, die auf den Bahnhöfen warteten, als die Konvois durchkamen. "Madame", schrieb mein Vater auf französisch, "ich schreibe Ihnen dies aus dem Zug, der uns nach Deutschland

bringt. Im letzten Moment habe ich einem Vertreter der Quäker 6000 Francs und ein Armband mit Anhängern sowie einer Dame ein Briefmarkenalbum zur Weitersendung an Sie übergeben. Heben Sie alles für den Kleinen auf und nehmen Sie zum letzten Mal unseren unendlichen Dank und die herzlichsten Wünsche für Sie und ihre ganze Familie entgegen. Verlassen Sie nicht den Kleinen! Gott möge Ihnen alles vergelten und Sie und Ihre ganze Familie segnen! Elli und Jan Friedländer."

*

Sechzig Jahre sind vergangen, seit diese und zahllose ähnliche Stimmen zu vernehmen waren. Und doch berühren sie uns, mag auch lange Zeit verstrichen sein, mit einer ungewöhnlichen Stärke und Unmittelbarkeit, die weit über die Grenzen der jüdischen Gemeinschaft hinaus fortwirkt und die große Teile und mehrere Generationen der abendländischen Gesellschaft bewegt hat. Wenn wir diesen Schreien lauschen,

dann haben wir es nicht mit einem ritualisierten Gedenken zu tun, und wir werden auch nicht durch kommerzielle Darstellungen des Geschehens manipuliert. Vielmehr erschüttern uns diese individuellen Stimmen infolge der Arglosigkeit der Opfer, die nichts von ihrem Schicksal ahnten, während viele rings um sie das Ergebnis kannten und manchmal an seiner Herbeiführung beteiligt waren. Vor allem jedoch bewegen uns die Stimmen der Menschen, denen die Vernichtung bevorstand, bis auf den heutigen Tag gerade wegen ihrer völligen Hilflosigkeit, ihrer Unschuld und der Einsamkeit ihrer Verzweiflung. Die Stimmen der Menschen bewegen uns unabhängig von aller rationalen Argumentation, da sie den Glauben an die Existenz einer menschlichen Solidarität stets von Neuem einer Zerreißprobe aussetzen und in Frage stellen.

Aus dem Englischen
von Martin Pfeiffer